

Reisen, um anzukommen

«Die magische Kraft einer Reise liegt darin, dass sie das Leben reinigt, bevor man es einrichtet und ausschmückt.» (Bouvier, S. 26)

Die meisten von uns drängen danach zu reisen. Kaum etwas scheint uns so exotisch und verführerisch wie das Locken eines fernen Reiseziels. Nur: die Realität des Reisens ist so oft ernüchternd. Weshalb nehmen wir diese Mühen dennoch auf uns?

Pascal (Gedanken, 136) sah «das ganze Unglück der Menschen» darin, «dass sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können.» Unrast also treibe uns an, nicht etwa der Wunsch, uns aus der Hast des Alltags auszuklinken – das, was man als «Ferien» bezeichnet. Doch Ferien haben nichts (mehr) mit Reisen zu tun, erst recht nicht, seit Jets uns in alle Ecken der Welt bringen und wir von Hin- und Rückreise kaum mehr etwas mitbekommen. Und ich will hier vom Reisen reden, nicht vom Ferienmachen.

Zwölf Jahre unterrichtete ich an einer höheren Fachschule für Touristik, und oft fragte ich meine Studentinnen (nur jeder Fünfte war männlich), was sie denn am Tourismus fasziniere. Die Antwort war stets: «Ich mag fremde Länder.» Hakte ich nach, kam wenig Konkretes, das klang wie «fremde Kulturen kennen lernen». Aha! Und wie sie das anstellten in zwei, drei Wochen, wollte ich wissen. Man müsse halt länger bleiben oder immer wieder hingehen, meinten sie kleinlaut – nur tat das niemand. Jene Handvoll, die ein halbes oder ein ganzes Jahr quer durch Australien oder die Vereinigten Staaten oder Südamerika gereist war, konnte mir nicht viel berichten über die «fremden Kulturen». Dabei hätten es diese jungen Menschen in der Hand gehabt, ihr Leben zu reinigen, bevor sie es einrichteten. Wie Nicolas Bouvier, der 1953 mit seinem Freund, dem Maler Thierry Vernet, in einem Topolino nach Indien aufbrach. Zwei oder drei Jahre hatten sie Zeit, für vier Monate Geld. Bouvier schrieb darüber «L'usage du monde» in einer poetisch-dichten Sprache, schrieb eine «Gebrauchsanleitung» für die Welt. Kaum einer schilderte den Osten wie er.

«Ich bin im Bahnhofbuffet Bern. Ich begreife, dass hier und nirgendwo sonst das Zentrum der Welt ist: der wahre Ort der Authentizität.» (Cingria, S. 142)

Den Charles-Albert Cingria (1883–1954) hatte ich vor wenigen Monaten wiederentdeckt, den Chronisten und Weltenbummler. «Etwas Freieres kann ich mir auf den geheimnisvollen Wanderungen des Geistes nicht vorstellen», hat Freund Jean Cocteau über seine Texte gesagt. In der Tat verblüfft mich dieser poetische Vagabund mit einer Direktheit und einer Provokationslust. Cingria begeisterten romanische Kirchen und provenzalische Minnesänger ebenso wie Lokomotiven und Velos, er schrieb über das Radfahren und das Bahnreisen, über die Kunst zu leben, über Literatur und Musik. Mit seiner Sprache bannt uns «Talking Cingria»: seine Texte wirken wie Dialoge, der Leser meint, jemand spreche ihn direkt an. Lesenswert, dieser Reprint mit einem hervorragenden Essay des Herausgebers Chales Linsmayer. Und sympathisch sein gespaltenes Verhältnis zur engen, kleinlichen Schweiz, aus der man öfters ausbrechen müsste.

«Ich kam aus Barbados nach London zurück und stellte fest, die Stadt hatte sich störrisch jeder Veränderung verweigert.» (de Botton, S. 261)

Druckfrisch liegt Alain de Bottons neues Buch auf meinem Tisch, das sechste Werk des Schweizer Bestsellerautors, der blitzgeschneit, jung, reich, erfolgreich ist – an sich verdächtig. Aber ein guter Beobachter scheint mir auch de Botton zu sein. Lesen muss ich

ihn noch, diesen philosophischen Reiseführer durch die Rätsel des Lebens. Oder soll ich lieber selber reisen?

«Alle Menschen träumen, aber nicht alle träumen gleich. Nachträumer erkennen am Morgen die Nichtigkeit ihrer Träume. Tagträumer dagegen sind die gefährlichen Menschen, denn sie können mit offenen Augen ihren Traum leben und Wirklichkeit werden lassen.»

Heute geriet mir ein für ein Schnupperabo werbendes Faltblatt in die Finger: «Der Zeit•Punkt», Untertitel: «Für gelebte Träume!» Na also! Und dann stiess ich darin auf ein Zitat von T.E.Lawrence, dem «Lawrence of Arabia». Er war ein anderer Reisender: Archäologe und britischer Soldat, der von 1888 bis 1935 lebte. Die Sentenz stammt aus den «Sieben Säulen der Weisheit». Zum Glück bin ich Tagträumer.

Lawrence wurde in Wales geboren. Und ich erinnere mich wieder meiner drei Besuche in Wales... Unzählige Menschen, allen voran Engländer, machen da Ferien, doch wer Wales kennenlernen will, muss es bereisen. Und wer die Waliser kennenlernen will, muss ein paar Brocken ihrer keltischen Sprache lernen. Als wäre es gestern, erinnere ich mich an eine Chorprobe – die Waliser gehören zu den besten Sängern der Welt –, zu der man mich und meine Reisegruppe eingeladen hatte. Als ich mich auf Englisch für den Hörgenuss bedankte und zum Schluss mein Dankeschön auf Walisisch wiederholte, schlossen wir Freundschaft.

Die Freundschaft würde noch andauern, hätte ich sie wirklich gepflegt hernach. Denn wenn wir zu Menschen reisen und ihnen begegnen, müssen wir wieder hingehen zu ihnen. Nur dann kommen wir an. Bei ihnen und bei uns.

Dieter Langhart

Charles-Albert Cingria: «Ja, jeden Tag neu geboren werden...» (1967–78), Huber, Frauenfeld 2001.

Nicolas Bouvier: «Die Erfahrung der Welt» (1963), Lenos, Basel 2001.

Alain de Botton: «Kunst des Reisens», S. Fischer, Frankfurt 2002.

T.E. Lawrence: «Die sieben Säulen der Weisheit» (1926), dtv, Frankfurt 1978.

Stadtblatt, 18.2.2002